

SPIEGELWESSE

Nr. 28

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Die Mutter.

Erzählung von Ernst Zahn.

Friedlich liegt das kleine Haus des Tobias Andermatt, des Kleinbauern, da, obwohl allerlei Lebensnot auch in dieses Haus schon den Unfrieden geworfen hat. Vielleicht ist es gerade der vergangene Unfriede, der am heutigen Sonntagabend seinen Frieden groß macht. Das Haus liegt am Südende des Dorfes, klein, zweistöckig, mit graubemalten Schindeln verschlagen. Blumenstücke stehen vor den Fenstern und hängen ihren Blüft auf die Hauswände nieder: schwere, große Welken und leuchtende Geranien. Vor dem Haus liegt ein Garten mit Gemüse und allerlei Blumenzier, einem Weg mitten durch vom Hauseingang zur Gartentür und einem dunkelgrünen Wallhadenhag. Aus der Gartentür, die nicht mehr recht schließt und die zu schließen keiner die Mühe sich nimmt, tritt sich's hinaus auf die Straße gerade an der Stelle, wo das Holzpfaster von Steg aufhört und die Landstraße beginnt.

Auf dem Pfaster von Steg klappern die Schuhe der Dörfler. Wenn ein Fremder von einem der Hänge auf das Dorf nieder sieht, kann er meinen, ein paar Mühlräder klappern zu hören, aber es sind nur die vierfachen Sohlen der Stegler, die immer mit dem Absatz zuerst und dann mit den Fußballen auftreten. Ein Schein von Sonne liegt in der Straße. Die Gestalten der Heimlebenden in ihren dunklen Sonntagskleidern treten scharf aus den Grauwäsch der Gasse heraus. Baldige Perge schauen nieder auf Steg. Die Reih rauscht in ihrem breiten, mit Geschiebe übersahrenen Bett. Aus dem Madlunertal hervor blitzt eine Ewigkeitsspitze.

Tobias Andermatt und die Seinen kommen straßdahergegangen, alle drei, der Tobias, die Balbina, sein Weib, und die Lene, seine Enkelin. Die Straße ist breit, aber der Tobias und die Seinen brauchen sie ganz. Das ist einmal Sitte so im Gebirge, daß, was eng zusammengehört, weit auseinander geht; als ob die Bärtlichkeit eine Hande wäre. Der Tobias schreitet auf der einen Straßenseite, die lange, hagere Gestalt

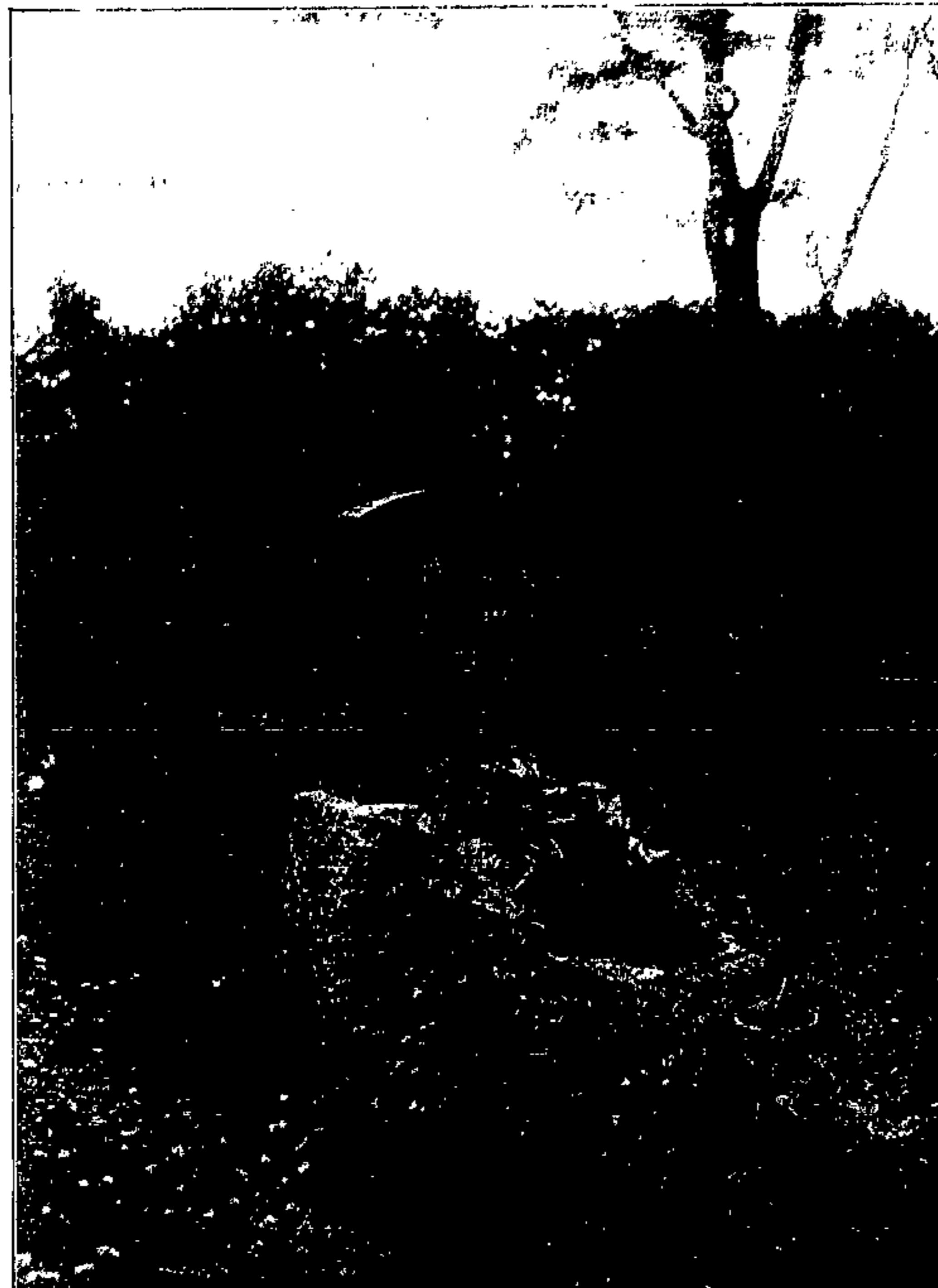
vornüber geworfen; er ist ehemals ein starker Mann gewesen und aufrecht gegangen, aber so ein Menschenbaum wächst eben, wenn siebzig Jahre daran gerüttelt haben. Sein Neukeres ist noch knorrig, Arme und Beine und der hohe

Zu der Mittle der Straße, zwei Schritte hinter dem Tobias, geht die Balbina, sein großes Weib. Seit der Tobias gebüsst geht, scheint die Balbina erst recht lang, die ihn schon immer um einen Kopf überragt hat. Sie hat ein schwarzes Kleid an und über den Kopf ein schwarzseidenes Tuch im Zipsel gebunden, das weit genug in den Nacken gezogen ist, daß das wachsbleiche, starke Gesicht voll hervortritt. Wer einen Blick in das Gesicht wirkt, kommt mit diesem einen nicht darüber hinweg, muß gleich und wie festgeleint schärfer hineinsehen. Um die mittelhöhe Stirn legt sich glatt zurückgestrichen das weiße Haar. Weil es so weiß ist und die Stirn so wächtern, sieht das Schwarz; der starken Brauen eigentlich davon ab. Diese Brauen geben dem Gesicht den Charakter. Sie zucken selbst jetzt im Gehen manchmal jäh zusammen und geben der Balbina einen düsteren Blick, obwohl sie so friedlichen und zufriedenen Mut hat wie irgend eine. Ihre Augen sind groß und grau, liegen tief im Kopf und sind von schweren Ringen unterhängt. Die Nase ist groß, stark gebogen, ihr Mund breit, das Kinn hart; die Balbina ist ein stattliches Weib.

Die dritte in der Reihe, die auf der anderen Seite geht, ist die sechzehnjährige Lene. Das ist die Feiertäglichste von den drei, weil ihr Leben noch den Feiertag der Jugend hat. Sie trägt sich gress wie das junge Weibvoll da zu Lande, hat einen roten Rock an und auf dem Kopf ein rotes Band, das die schönen braunen Zöpfe, die um die Schläfen gewunden sind, über der Stirn zusammenhält. Während die beiden anderen vor sich niederblicken, läßt die Lene die hellbraunen Augen, wie die Jugend soll, klar in den Tag hinausschauen.

Wenn ihr einer begegnet, lacht sie ihn an, und die Leute sehen gern in ihr frisches, pausbäckiges Gesicht mit der Stumpfnase und dem kleinen Mund.

Zimmer die ganze Straße messend, schreiten die drei wortlos ihrem Hause zu. Am Gartenhag verlangsamt der Tobias den Schritt und



Curt Grotewitz's Grab in Müggelheim.

Mücken sind zäh und hart wie Arvenholz; aus dem erdbraunen Gesicht mit den grünen, buschigen Brauen hängt der gelbweisse Bart in zwei langen Späben gegen die Brust, was den Tobias aus den übrigen Steglern hervorstechen läßt, die die Bärte meist kurz und rund zugeschnitten tragen.

läßt die Vollina mehr durch das Vorlein treten, nicht mit Sorgfalt, sondern weit da, in ihrem Leben so, daß sie die Frau den Tobias nicht und der Welt nicht hat; der zweite ist der Tobias, in dem man doch Herr gehabt.

„Du bist tapfer, helle, graugetönte Wohnstube du zu mir eins nach dem anderen. Eine Prinzessin steht auf dem braunen Teppich des Kunden Lüders. Die Vollina hat schon danach vorsichtig, nimmt sie aus und sieht sie ohne Freude geküsst, als das Volk kommt holt. „Dort hat er die Mutter doch noch verdrückt, der Priester!“ sagt sie, nachdem sie gelebt hat. „Woher ist es?“ fragt der Tobias.

„Mutter,“ gibt die Frau widend zurück, dann redet sie ihm die Mutter hinüber, verzieht dabei kaum das Gesicht, nur einen Augenblick lang ist es, als ob eine Röte um ihren Mund oder bei ihr die Freude blitze durch die Augen geslossen.

Der Tobias ist redseliger. Er hat sich an eines der Kinder gelehnt, die alle herumgeküsst und beschwichtigt die lange Zeit von sich lebend, um sie herum. Dazu redet er behutsam vor sich hin: „Viere rechten Vermögen soll er haben. Die Mutter muß hier die noch im Keller liegt, und Jägerholde ich morgen noch beim Hofe drüben. Einen Braten könnten auch machen, Mutter.“

Die Vollina läßt, während sie sich in der Stube zu schämen macht. Als sie hinausgeht, kommt der Tobias hinter sein Wochentblatt. Aber beim Lesen hört ihn die Lene.

„Ich kann mir ja nicht mehr denken, wie er aussieht, der Vetter Georg,“ sagt sie.

„Glanz' wohl,“ gibt der Tobias zurück, „Viele sechs Jahre ist er jetzt fort gewesen.“

Als die Vollina in diesem Augenblick wieder eintritt, schreibt ihm ein Gedanke durch den Kopf. „Das wird hoffentlich nicht so schlimm sein, was sie einmal von ihm beim gebracht haben, vom Georg,“ sagt er zu ihr.

„Doch er alten Weibern nachläuft?“ fragt die Vollina, steht still und schaut sinnend hinüber.

„Nebenamt ein leichtes Leben habe,“ ergänzt der Tobias.

„Eben dormit ist es Zeit, daß er heimkommt,“ sagt die Frau. An den Worten liegt eine große Bestimmtheit, und die Vollina redet so, weil sie und der Tobias über die beiden Söhne, den verstorbenen, den Vater der Lene, und den nach Amerika gegangenen, den Georg, immer Meister gewesen sind und sie in strenger Zucht gehalten haben, so lange sie im Hause waren, und weil sie sich auch jetzt nicht zu fürchten denkt, wenn der Georg nicht in allem wäre, wie er sein sollte.

„Geld soll er verdient haben drüben,“ wirft Tobias wieder hin.

„So sagen sie,“ gibt die Frau trocken zu.

„Über geschrieben hat er es,“ erinnert sie der Tobias.

„Lang genug hat er nicht mehr geschrieben,“ erwidert sie darauf.

„Kleine Arbeit, nachher die Mahlzeit, bringen ihre Gedanken zeitweise von dem Sohne ab. Als die Lene später in der Küche das Geschirr aufwältigt, der Tobias wieder hinter seiner Zeitung sitzt, reicht die Vollina nach der stummer hinunter, wo der heimkehrende Sohn schlafen soll, immer geschlossen hat. Diese Kammer ist frisch gefegt; darin des Sohnes Aufkunft hat schon gerammte Zeit in Ansicht gestanden. Die Vollina nimmt von dem Tisch, der darin steht, die frisch gewaschenen kurzen Vorhänge und hängt sie am Fenster auf, nimmt nachher von der gleichen Stoffen Wäscheschicht die vorgebüschten Bett- und Schenke-Säue und zieht sie über. Sorglich tut sie alles; immer wenn sie mit einer Arbeit fertig ist, überzieht sie sie prüfenden Blicken, ob alles recht ist, zupft an den Vorhängen, glättet das Bett. Als sie jetzt wieder

vor diesem steht, kommen die Gedanken sie an. „So wird er liegen, der Georg! Und sie wundert sich, ob er noch immer der hübsche, braunhaarige Mensch sein wird mit dem hellen Gesicht, der er gewesen ist. Aber sechs Jahre machen wohl einen Unterschied und ohne Schönheit kostet wird er wohl nicht mehr geben wie als fünfzehnjährig! Aber da wird er liegen — und das Haus wird wieder so voll sein, als es noch sein kann. Die anderen die gegangen sind, kommen nicht wieder.“

Die Vollina ist, in ihr Zuhause versunken, unbewußt vom Bett hinweg und zum Stuhl getreten, der neben dem Tisch steht. Da läßt sie sich nieder, schlägt vor sich hin und spült ihre Gedanken weiter. Sie kommen nicht wieder, die anderen: der Anton, der älteste Sohn, den die Lene erdißt hat, und seine Frau, die ein Jahr später läßt als Gram, vielleicht un-

wieder und wieder zu dem kleinen Georg zurück. Sie ist kein weichherziges Weib; aber in ihr klopft es, während sie das Bild des Knaben sieht. Nach den vielen vergangenen Jahren freut sie sich noch an diesem Bild, und aus dem Zende am Ende heraus wächst etwas, was sie auch ungeduldig auf den erwachsenen Sohn wagt. Morgen kommt er, der Georg! Sie wacht. Vollina freut sich. Es jährt ihr's früher oft, aber das Herz kostet ihr. Als sie seit zwölf Jahren die Mauer verläßt, ist die dräuende Freude in dem zurückhaltenden Weibe so stark, daß sie unwillkürlich noch unter die Hand greift, über den Kopf hinwegschaut, auf dem es morgen kommen wird, der Sohn, als könnte ihm schon heute geboren werden.

Die Amerikaner juckt, da die Männer haben sie noch alle zu Gesicht bekommen. Der Sohn und die Söhne, die am Vortag wachten, müssen noch nichts von ihnen; dann die Amerikaner noch nicht, da sie kommen, müssen am Ende ihrer Reise, wenn sie ankommen, wieder auf sie schauen, wenn sie ankommen, wieder auf sie schauen, wenn sie ankommen, wieder auf sie schauen, einen Tag zurück zu machen. „Eine Pfeife“ hat es dabei werden, er geht in eine von ihnen, der end draufzublickt, treibt ihn zu Peter und Paulus tritt.

Die Amerikaner sind nun lange, in der gezeigte, als kommtlich ansiegende Straßen; es ist seinem leicht gegangen drüben; die meisten wosel auch nur ein paar Monate darüber und dann wiederum in die neue Welt zurückzufahren.

Zur Andermatt kann also ihnen sie noch nichts von den Abföhlungen; aber auf der Warte sind sie da, stehen alte drei gleichsam auf den Zehen vor Unerduld, der Tobias, die Vollina und die Lene. Der Tobias hat eigentlich noch sein Weib besorgt und ist vom Baden am Berg heimgesungen, als ob es brecht, damit er so sei, wenn der Wub eintrifft. „Dort wissen sie nicht, wie die Zeit fortgeschlagen, da zum Empfang alles fertig ist und es ihnen nicht der Mühe wert dünkt, noch irgend eine Arbeit einzufangen, ehe der Georg kommt.“

Es geht gegen zwanzig, als der Georg wartete drüben aus den zwei Häuserreihen vor Steg austandt. Die Lene steht draußen am Gartentor und sieht ihn kommen hätte ihn nicht gesehen, weiß aber aus seinem sonstigen Aussehen und aus den Gräßen, die er auf seinem Wege da und dorthin nicht und ruht, daß er es sein muß. Sie eilt wie der Wind ins Haus.

„Er kommt! Er kommt!“ Die beiden Alten erheben sich in der Stube von ihren Sitzen eilen nicht, zeigen nur in den vorgeneigten Köpfen, daß die Gedanken dem Sohn schneller entgegen springen als die Beine. Alleinander treten sie unter die Sonnenschein. Sie kommen aber noch früh genug. Der Georg ist an einen Haufe der Nachbarlichkeit hängen geblieben, steht dort bei einer Frau und einem Mädchen, hält des letzteren Hand und tatsächlich sie, hat auch, als er sieht, wie sie daheim an ihn warten, keine übertriebene Eile, sondern ruht nur ein „Tag“ herüber, lohnt und schwärmt noch eins und wacht sich dann erst näher. Zeigt aber former sie ihn betrachten, wie er daher kommt. Er geht in feineren Kleidern, als sie es da zu Pande gewohnt sind, trägt einen Neckerchief über dem Arm, einen Stock mit silbernem Griff in Händen und hat einen schwarzen Filzhut auf. Groß ist er geworden!

Die beiden Alten stehen und suchen mit hungrigen Blicken in Gesicht und Weiben des Hauses nach bekannten Zügen und haben es, daß eins von anderen etwas weiß, das selbe Empfinden; klar: Xerxes ist in seiner Bewegungen, obwohl seine Gliedmaßen geworden sind, wie die eines Bergbauern werden müssen, schwer, sehnig und zäh.

(Fortsetzung folgt)

Sommerblumen.

Voll Heckenrosen steht der Dorn,
Die kleinen Nellen glüh'n und töhn.
Und in dem Korn, dem hohen Korn,
Flammt leuchtend auf der rote Rosen.

Ramillen haben, Stern an Stern,
Den Rosa in Silberglocke getaucht.
Und ein Lupin' rasten fern
Der Sommerwind verüberhant . . .

Die gelben Dolden leuchten licht,
Von blauen Blüten schwank's im Feld,
Das grüne Kraut wuchert dicht,
Und Sonnenleuchten hüllt die Welt . . .

Und dieses Sonnenleuchten lacht
Auch mir auf Pfaden krumm und schmal;
So schreit' ich durch die bunte Pracht
Und büde mich wohl tausendmal.

Bald schimmeris nah, bald leuchtets fern:
Ich lasse keine Blume aus.
Und Kelch an Kelch und Stern an Stern
Drängt sich in meinem Sommerstrauß.

Blau, weiß, rot, gelb - in hinter Reih,
Und grüne Halme drein gestreut . . .
Dies liebe Sommerallerlei
Wem geb' ich's nur, daß es ihn freut?

Da kommt ein Mädel, singt und lacht;
Im blonden Kopf glüht rot ein Band; —
Dem drück' ich meine Blumenpracht
Rasch in die kleine braune Hand.

Ludwig Lessen.

Naturwissenschaft und Moral.

Von Curt Grotewitz.

998) und man die Menschen dachten, die
Familien und sozialstaatliche
Sicherungen ins Gedächtnis zurückholten. Sie
reie Blöße herverbringt und die nächste Woche
nichts verhindert. Beim ersten Angriff auf
Berlin kam Scherzer zum ersten Mal in die Öffentlichkeit. „Wollt findet es auch in befreiten Ländern mit
schlechtes gebrauchten Arbeit. Nur über
ein Jahr von dem Wort eine hypothetische
Frage und ein „Um Rahmenbedingungen
durchsetzt werden“ ist erstaunlich und neuen.
Ob die Sicherungswelt so gern Worte an
macht hat. Aber nicht allein sollte es e-
rklären. Es kann auch etwas geschehen mit
seiner, die er oft genannte „Kult“ nicht
abgeschlossen. Von früher nicht so gut unter-
richtet zu sein, dass die Sicherungswelt
nichts

In der Natur, heißt es, herrscht der Stamus
mus Dasein. Er merzt das Unpassende aus,
behält das Taugliche und vom Tauglichen das
Tauglichste. Er ist die Ursache der Höherent-
wickelung. Also, haben die neueren Moralisten
gefolgert, ist der Kampf ums Dasein zu er-
halten. Der Untaugliche ist seinem Schicksal zu
überlassen. Der Taugliche darf die Position, die
ihm die Natur gegeben, in jeder Beziehung aus-
nutzen. Das ist ohne Zweifel die Hauptfolge
daraus, die die Moral aus den „naturwissen-
schaftlichen Ergebnissen“ gezogen hat. Wir
sehen: weder die moralische Folgerung, daß
der Egoismus im Kampf ums Dasein von
großer, menschheitsfördernder Wirkung sei, noch
die Behauptung, daß der Kampf ums Dasein
des Tauglichen erhalten, ist richtig. Und selbst
das Fundament ist falsch: in der Natur
„herrscht“ gar nicht der Kampf ums Dasein.
Warum fällt unter dem Ausdruck „Kampf ums
Dasein“ zwei Erscheinungen in der Natur zu-
ammen. Erstens versteht er darunter das Ver-
unglücken von Lebewesen infolge von Stolo-
rophien. Ein Landtier fällt ins Wasser und
ertrinkt. Der Millionen von Eiern enthaltende
Boden eines Zisches wird von einer Sege ge-

* Dieser Aufsatz unseres vor zwei Jahren verstorbenen Mitarbeiters stammt aus dem Jahre 1901. Wir drucken ihn im Späth auf seinem am Dienstag, den 16. Juli, sich jährenden Todestag ab und verweisen zugleich auf das Bild der einen Seite in der vorliegenden Nummer. "Die Woch. d. W. 1901."

trifft. Eine fühlte Zorn und Angst vor Wlauer
wegen dem Wind aus Meer getragen und
gehen will. Sturz: alljährlich, alltäglich gehen
unzählige Menschen von Gebüschen angründig
und von einem Mount ins Tal ein hier zu-
reisen, ist vollständig verfehlt. Diese Leute
stehen ja nicht in einem Mountaincampi an-
anderen, sie sind oft auch fröhlich und leben
föhiger als ihre am Leben bleibenden Geschwister
nur ein elementares Naturerleben, eine sta-
tische Verneidung ist. Man wird also kein
Begleiter von dem einen ins Tal ein ver-
hängig trennt haben. Solche Rufe führen
zum natürlich und keine aufdringliche Wirkung
führen; der Zuhörer kann bei der Auseinan-
derrede nur sein Ziel erreichen, wenn die "Wlau-
er" Wlau es nicht wissen, sondern si-
chern müssen, ob sie halten. Soll er von Wlau er-
klären, um Wlau der Zuhörer muss in
die Wlau machen eine Klauppe lieber
halten.

Wen bleibt die Seele? Keiner! Wenige
alte Zeiten führen, mit vorlängigem Schatten,
seine, bei dem der Füller sie versteckt.
Weniger und Schmäleren ein sehr Ähn-
liches führt. Eine Zwerch-Lampe sollte von
Schwefelkohlen beschickt sein und sehr nützen. Sie
schwärme auf die Sonne und den Himmel
nur verlässt. Die unermüdliche Langzeit-
dämmerung auf Zentrale die Nette und ver-
hindert viele Wunderliche. Ganz noch eine
Reihe ähnlicher Beispiele haben. Wenn wir
sehen sich oben mit Leidenschaften, die
doch den Menschen so erfüllt waren, aber es
gilt uns selbst bei diesen Sätzen das Recht zu
behaupten, der Mensch uns kann überall
in der Natur? Verblümte Zweige, welche
wettsein, ohne zu Kriege, ob Habenlaßt ihn
anderen, haben gewagt, doch neue Säten auch ohne
Pachtmaster entstehen können. So ist hierzul-
ange Reihe solchen Fälle bekannt, obwohl man
oft wittert, daß am diese Vorfälle entstanden
Vorbeimessen sehr vorsichtig verichtet hat.
Nach unten einen Hinweisungen — es ist
irritativer immer zu reden, als selber zu
reden, da man sich darüber in einigen
Sätzen geben und dieses durch eine ge-
meinnützige Einsichtung gegen die Armut auf-
zuht, die es selber hat und die armen rassend
sind. Das Zentrum, das in den höchsten Menschen-
bericht, macht die Seele, die in sie versteckt
ist. Das schlechte Licht, das durch Aus-
leuchtung seiner Strahlen sonst die Augen in
normaler Funktion erhält, ließ die Gehirnorgane
dieser Höhlentiere unbedämpft. Der Wulst-
fluß nach diesen Organen wurde geringer, sie
wurden schlecht ernährt und verkümmerten des-

würden keine Verteilung des Vermögens vorschreiben. Blinde Tiere aber sind für Höhlen „besonders passend“, weil die Kraft, die für die unbloßen Augen ausgegeben werden müßte, jetzt besser verwendet werden kann, abgesehen davon, daß so empfindliche Organe in der Finsternis durch Anstoßen leicht verletzt werden und dorum störend wirken könnten. Ohne Kampf ohne Dasein werden die tierischen Individuen in den Höhlen blind, weil diese sie blind machen. Ich meine, daß auf diese Weise der Mechanismus der Entwicklung zu neuen Formen eben so deutlich wird wie der Grund, weshalb ein Wesen seinem Milieu angepaßt ist, ohne daß diese Anpassung wie bei Darwin ein Ergebnis einer Konkurrenz ist, bei der unzählige Generationen aussterben, bis das Passende herausgesucht war. Für direkte Entwicklung ohne Kampf scheinen sich jetzt viele Vorher zu entscheiden, wenn ihnen auch der Mechanismus der Entwicklung und das Reisen der Staubäume und Pollen klar ist. Zehr frappiert hat mich eine Verfehlung G. Steinmanns, der ich jüngst in seiner Rhetorikredere am 10. Mai 1899 begegnete. Der Freiburger Professor sagt darin, daß der Mensch seit seiner Erfahrung von der Tschubatzeit an einen systematischen Vernichtungskrieg geführt habe, der in neuerer Zeit noch verschärft kommt.

Worden also in kontinuierlicher Hebertraumung
neurästhetische Gierentdämmung auf die Natur als
ein großer immobilendes Prinzip eingetragen
werden sei. Diese Annahme liegt auf mit
überdruss. Zunächst kommt es sonst bei manchen
anderen Erwartungen oder Spürzuständen einer Kör-
perzelle nicht beobachtet, auf wenigen anderen
beobachtet und mit einer geringer Erfüllterreien be-
ginn, wie sie unter Wagnis noch keine so
viel von der Satisfaktionen erhält sind? Diese
Erwartung kann daher ebenso eingeschlossen im
bedeutendsten mitnehmen „Wagnis“ und
„Zufriedenheit“.

Flus Schacht und Hütte.

REFERENCES AND NOTES

Van East Irish.

Sie lagen dichten unverblühten und uner-
schöpflichen Goldstaub, verhüllt in sich wohl ge-
fahrener Rost, zu tragen, mehr Formlichkeit
als Geschäftlichkeit am Thange! Lang in Weite
wollte sie die gewohnte Form ihrer Natur noch
halten, während sie die lebende Hölle errungen,
die Menschen aber sich auftunten. Sie er-
haben die Menschen, seitdem die Erde auf
alle Verteilung einen wichtigen Bereich mit der
Menschheit selbst verloren hat. Sämt aber ob
der Erzglocke und dem Schmiede Thun
und Ton, oder der Verhüttungstein von Würzburg,
der Fertigkeiten, und dem Weisheitsempfange
der Weise, so sehr sie es für möglich hielten, alle
ihre Macht in einer einzigen Wahrnehmung, der Weisheit
verhüttet zu haben, und die Formlichkeit ihres
Wirkens auf die ganze Städte und Vergnügungen
hüllt.

Die Untersuchung auf Wurmfreiheit ist ein SHT, denn sie muß Vergangen zu untersieben haben. Die Untersuchung auf Sturm ist ebenfalls eine abgesehene und oblique Art. Neben dem die den untersuchlichen Vertrag im Grundsatz bestrebt erworben ist, hat sich der Sturm untersieben zu untersieben, ohne Rücksicht auf seine frühere Zustimmung. Der Wurm führt nun hauptsächlich im Inneren der Eingeweide, in den Verdärmen vor. Zunächst untersieben wir teils mitteilen durch Untersuchung der Gastroente. Der Konsument verarbeitet nun also auf die Absonderungen. Geht alles glatt von Statten und bestcheinigt der Arzt, daß der Mensch zur Verarbeitung tauglich ist, dann erfolgt die definitive Einstellung. Der neue Verkäufer wird in das Telegraffateregister eingetragen und bekommt eine Nummer. Er ist von jetzt ab überbaust nur noch eine Nummer.

Die Kummer gibt er am Warenbeschaffter an. Darauf bekommt er die Marse mit „seiner“ Kummer. Auf diese Kummer hin erhält er vom Wärter der Waichtane keinen Platz zum Aufhängen der Kleidungsstücke eingeriesen. Die Kummer verlangt er bei der Auffahrt und gibt sie nach Beendigung der Schicht wieder ab. Mit der Kummer führen ihn seine nächsten Vorgesetzten in den Schichtenbüchern, unter der Kummer bekommt er Abjagd und Zohn, regelt er alle seine Angelegenheiten mit der Grube. Mit der Kummer in der Tasche treffen ihn Wetterischlag, giftige Schwaden, Feuer und Qualm, hauptsächlich unter herabstürzenden Stöhlen und Gestein verschüttet, sein grünes Leben aus.

Die Rüttel ist, wenn der Körper eine form- und weisenlose Masse darstellt, oft das einzige Erkennungszeichen, um die Identität des Toten festzustellen.

Wendet sich das Leben und Treiben in einer von Lebewesen solcher Vergessenen bewohnten Bergenskolonie für den Beobachter eine Fülle reichen Materials zur Beurteilung der sozialen Lage des Bergmannes, so überzeugt uns ein einzelnes Aufsehen zur Arbeit mitten unter diesen Leuten von dem ungleichmässigen Ernst der Situation.



Ableuchten nach schlagenden Wettern.

Inmitten der Gruppen von den Bechenplatz betretenden Arbeitern aller Nationen begibt sich der Neugeingestellte zur Waschküche. Zu dem mit Velourboden versehenen Raum, hoch, weit und lüstig, hängen von der Decke herab an zahllosen Schnüren Kleidungsstücke und Schuhwerk der Vergleute. Für jede Schnur ist am Haken zur Auswickelung derselben die ontinöse Nummer angebracht. Die sich zwischen den Sachen bewegenden Vergleute reden kaum ein Wort. Schweigend geht das Umkleiden und Müsten für die Schicht vor sich. Wo soll auch eine Unterhaltung unter dem internationalen Proletariat herkommen, welches den Lockungen eines übermächtigen Kapitals hierher gefolgt ist,

um für farben Verdienst Gesundheit und Leben daranzugeben? So ist alles mürrisch, finster, bleich und stumpf; höchstens daß sich die Lippen zu einem Fluch öffnen!

Eiserne Schubwände über Manneshöhe schließen den Umkleideraum von der Waschküche ab. In gewissen Abständen sind Öffnungen in etwa Türbreite angebracht, die nackten Gestalten gehen durch sie zu und ab. Die aus der Tiefe kommenden schmutzigen und schwarzen Mannschaften entkleiden sich und treten unter die unterhalb der Decke angebrachten Brausen, die unablässig erwärmtes Wasser abgeben. Die fertig gewaschenen Leute, mager und herabgekommen im besten Männesalter, mischen sich tristem unter

ihre zum Beginn der Schicht rüstenden Kameraden. Alles ein webendes Durcheinander wie in einem Ameisenhaufen. Das fällt weiter nicht auf; so ist es bei jedem Schichtwechsel, des Tages dreimal, und ein Gehen vor einander hat man sich längst abgewöhnt.

Von der Waschküche gehts eine eiserne Treppe hinunter, vor den Lampenschalter. Innerhalb dieses Raumes sind eine Anzahl Leute beschäftigt, die Sicherheitslampen zu reinigen, mit frischem Öl und Docht zu versetzen und anzuzünden. Wieder erfolgt die Angabe der Nummer, und der Mann am Schalter händigt die mit derselben Nummer versehene Lampe aus. Sie hat einen Draht haken als Handhabe, ist rund, verschlossen und ziemlich schwer. Am Boden befindet sich ein Stecker, der wie ein zötiger starker Draht nagel aussieht. Wenn die Lampe durch Stoß, Rastzug oder dergleichen verlöscht ist, zieht man an dem Stecker und stößt ihn dann wieder hinein; durch die so entstehende Reibung wird ein im Innern der Lampe angebrachtes Zündband angebrannt, welches seinerseits wiederum den Docht entzündet. So ist durch diese Einrichtung es ermöglicht, immer Licht zu haben, ohne die Lampe öffnen zu müssen.

Nachdem durch den Eingang der Lampe die Ausrüstung vervollständigt ist, gehts wieder eine Treppe hinauf zur „Hängebank“. Es ist das die Stelle, von der aus die Einfahrt beginnt. Die „Seilfahrt“, deren versuchte Verlängerung neben anderen Missständen zu dem großen Kluftstreit führte, dauert in der Regel eine gute halbe Stunde. Während derselben, also der Menschenförderung, darf nichts anderes in den Schacht hinabgelassen werden. Naturgemäß ist der Augenblick des „Hängens am Seil“ der bedeutamste und gefährlichste Moment während der ganzen Schicht.

Um den Korb dicht in Reihen gedrängt stehen die Aufahrenden. Lautlos und fast scheuen Blickes beobachten sie die Bewegung des Seiles, an dem der Korb hängt. Jetzt steht er still. Der Anschläger, der den Korb bedient, zieht und schiebt eine das Korbgeflecht umhüllende schwarze geteerte Leinwand, sogenanntes Wettertuch, in



Ausfahrt.

die Höhe. Dem Innern entsteigen sechs bis acht schmückige, bleiche Gestalten. Ein einziger unbeschreiblicher Blick ins Licht des Tages — dann gehen sie still, ohne jeden Gruß, an den Namraden vorüber. Diese haben im Nu den Korb besetzt. Das Seil schwaut mit ihm leise hin

und her, bewegt ihn handbreit auf und ab. Der Anschläger zieht die Leinwand wieder herab, die Leute kauern sich halb auf den Boden, die Lampe zwischen den Füßen.

Das ganze bisschen menschliche Leben von mehr als 60 Männern hängt an einem einzigen

dünnen Drahtseil. Ein Knick, ein Riß: der Stoß faust in die unheimliche Tiefe. Mit zerschmetterten Gliedern liegen die Menschen unten im Fahrgefüße. . . . Der Gedanke spiegelt sich mehr oder weniger im Gesichtsausdruck jedes einzelnen wieder.



Bohrmaschine im Innern des Bergwerks.

Die Arbeit beginnt. Zunächst ein leises Aufatmen. Purer den Atem dringt es nach der Seele — um sicher zu sein, ein leichtes Pfeif an in der Luft. Sie ist die heisende Steinwand, die zeigt sich weiter in „Welt“ — ein Gefühl, als ob man auf einer „Welt“ — den Übeln umünde. Blästisch hat rotender „Kundschafft“ darin? Es kann geschlossen, den Atem angehalten, mit liegenden Füßen stehe ich da; neben mir die Stameraden, gleichen Gefühles voll. Unheimliche Stille überall. Auch unter und über uns. Endlich wird Licht und Leben. Wir sind unten, der Staub zieht. Erleichtert, wie von einem Alp befreit, atmet alles auf . . .

Auf der zweiten Ebene, wo wir dem Staub entstiegen sind, bleibe ich in einiger Entfernung vom Schabue stehen. Der Haarbeiter teilt die Leute ein und verweist sie in die Strecken an ihre Arbeit. Mit noch drei Stameraden versetzt mich nach einer Doppelschreie, in denen von Wieden die siebenhundert durchgezogen werden. Die Bahn zwischen und neben den Schienen ist ausgeweicht und morastig. Die Strecke ist mit alter Vorrichtung zu begeben, weil in dem aufgeweichten Schlamm vorstehende Schwelten den Mann leicht zum Fallen bringen können.

Durch die Dreiteilung des 24 Stunden-Arbeitslages in 3 mal 8 Stunden hat sich die Braxis herausgebildet, daß die zwei ersten Schichten, die Morgen und Mittagschicht, für eine intensive Stoblenförderung bemüht werden, während die 1/2-10 Uhr abends antretende Nacht schicht mit Aufräumungs- und Herstellungsarbeiten beschäftigt wird. Es mag hier einige schaltet sein, daß eingelegte Überstreichungen in der Regel die Sonnabendnacht verfahren werden. Bei dieser Nachschicht arbeiten also beide Schichten zusammen.

Wir haben die Aufgabe erhalten, den Morast und Schlamm in der Bahn des Querschlages und aus der längs der Wand sich hinziehenden Rösch — ein angelegter Graben, um das angesammelte Wasser zum Abfluß zu bringen — zu entfernen. Einige Wagen mit Schutt und trockener Asche aus der Kokserei von über Tage hereinbefördert, sollen die Strecke wieder gangbar machen, sie für die Förderung in Stand setzen. Ausgerüstet mit Keilhaken und Schaufel machen wir uns an die Arbeit.

Es ist ein eigenartiges Ding, das Arbeiten hier tief im Erdinnern. Vom ganzen Körper riunt ein heißer Schweiß. Aus allen Poren dringt. Über das Gesicht läuft es in den Hals, auf Brust, Leib und Rücken bilden sich kleine Rinnsale, laufen die Beine hinab. Die Bekleidung, nur Hemd und Hose, ist durchnäht. Bald stellt sich brennender Durst ein. Gierig gehts über die mitgebrachte Zweiliterflasche her. Sie ist nach kurzer Zeit geleert. Selbstverständlich trägt die körperliche Anstrengung auch ein gut Teil zu dieser kolossaln Schweißabsonderung bei. Zumindest aber ist die ungewohnte Lust in Verbindung mit dem be-

herrnenden Gefühl des Eingewöhnens die Hautfläche hotet; besonders tief im Erdinneren unter ja vor dem Gestein.

Nach der Rauf des Schaukels — man will sich doch nichts mehr lassen — hat sich in der inneren roten Schürze, da, wo der lange Schaukelbalken an seinem Ende regiert wird, die Haut gelöst. Es ist eine tobergroße „Maze“ entstanden. Bald geht sie auf und verursacht Preissen. Mittlerweile hat sich derselbe Vorgang auch auf oder am Beiseitinger und kleinen Finger der linken Hand abgespielt. Überhalb des linken Knies, da, wo die Schaukel anliegt und in den Schuh gestoßen wird, beginnt es auch zu schmerzen. Auch hier hat sich eine Entzündung gebildet. Unverdrossen geht die Arbeit aber weiter. Die Stunden schleichen träge vor hin . . . um die schmerzende brennende Hand binde ich das Tuchentuch. Wieder brennender Durst — und nichts mehr zu trinken!

„Leiser vorn, durch die zweite Welt für hindurch und ein Stückchen hin, läßt Wasser.“ wird mir gesagt. Ich nehme die Flasche und ziehe los. Durch die Löcher an der Wetterfahne braust ein Sturm und Wind wie Dampf aus einem Abloshrohr. Es bedarf der ganzen Körperkraft, um die Tür aufzubekommen. Bei der zweiten nichts ebenso. Endlich noch ein Stück Weges hin — das trübe Grubenlicht lenkt schon auf die Stelle, läuft das nasse Element aus einem Rohre in einen Trog, um aus diesem wieder abzutropfen.

Das Lobsal ist erreicht! Es ist zwar man, so und missig, schmeckt auch nach dem Rohr — aber es ist doch nass. Es bringt Kühlung, Erfrischung, neues Leben! Nun die Flasche noch gefüllt; und neu belebt und gestärkt, wenn auch mit einem merkwürdigen Gefühl in den Knochen, mache ich mich zurück nach meiner Arbeitsstelle. Die Stameraden, „Kumpels“, wie der Bergmännische Ausdruck lautet, arbeiten ewig weiter. Stumm daß ein Wort fällt. Zum braunen Hemd und Hose, bei flackerndem Zwielicht gleichen die Männer riesenhaften gehörnischen Schwänen.

Es ist zwei Uhr nachts! Essenszeit. Das mitgebrachte Butterbrot ist durch das Lager auf dem feuchten Gestein der Strecke schmutzig und weich geworden. Mit den schmutzig-schwarzen Fingern muß es gepackt werden. Man setzt sich auf den bloßen, blanken Boden, auf Schutt und Gestein. Ein Streckenstempel dient als Lehne. In dieser Umgebung, hunderte von Metern tief, von ungeheuren Lässen-Gebirgs und Gesteins gleichsam erstickt und begraben, fauert man da. Schwere, intensive, rohe Kraftentfaltung, täglich wechselnde, drohende Gefahren: die Gewohnheit, in dieser Lust zu leben, stumpt den Menschen ab, macht ihn zum Tier. So essen auch wir unser Brot — ohne Ekel vor den schwarzen Spuren unserer Finger zu empfinden.

Die Stille ringsherum. Bleiern hängen die Glieder am Körper. Die Augen schließen sich . . . In den Schläfen hämmert und

pochts, die Stirn ist heiß und wirr, die Gedanken jagen . . . Die unruhen Glieder schmerzen, das Vibrieren in den Knochen wird zum Zittern, der Körper ist übermüdet.

„Breunt!“ Klingt von ferne an das Ohr. Ich erschrecke; doch die anderen regen sich nicht plötzlich erstickt ein dumpfes Dröhnen die Luft, die anderen bewegen sich leicht, dann ist wieder still. Es war ein Sprungschuß im Bereich einer alltäglichen Erscheinung und darum nicht sonderlich beachtet.

Durch das ruhige Leben auf dem reich u. weißen in der schwitzdurchtränkten Kleidung ist mir fest geworden. Ein schüttelndes Frostgefühl hat sich eingestellt. Eine nach dem andern erhebt sich jetzt. Die Essenspaus ist zu Ende. Es steht auf drei Uhr. Wieder wird die Arbeit angeworfen. Wieder lange, da fällt der Schuh; ich wieder in Strömen herab. Ein mitteldicker Stamerad hat mir seine Mantelklappe zur Verstärkung gestellt. „Das Blaue tanzt mir, muß nicht noch trinken!“ meint er wohlwollend. Wir aber tolleris und wirkt die Leise herum; es wird mir ganz elend zumute.

Die Zeit verläuft. Seiten kommen eingetragen hinten vor, um die Ausfahrt zu beginnen. Schicht! Der Später paddt mir das Gejäge an, wir beide wollen es weiter hinten in der „Kirste“ dem Deckengewölbe der Strecke verstecken. Mein schlotternder Gegenstand läuft ich mir. Meine Kralle geht zu Ende. Die Hosentasche sind längst geplatzt; ich habe sie eingetaucht, die Schnallen zugezogen und frage die Hosen nun mit der Hand. Auf dem Wege nach dem Kühlort müssen wir alle an dem Wagen mit dem gefüllten Abortkübel vorbei — er steht da zum Abholen bereit.

Vorn und hinter uns wird's lebendig. Aus den Seitenstrecken strömen die Menschen zusammen. Der Kühlort ist ausgemauerlt, weiß getüncht und die Strecke ist elektrisch erleuchtet. Strahlenförmig gehen die Querschläge vom Kühlort, der den Eindruck eines großen Kreuzgewölbes macht, ab. Längs den Wänden hoch einer an dem anderen, mit dem Lichte vor sich. In ihrer Unbeweglichkeit sieht das alles grotesk geprägt aus. Jetzt erst kann man sehen, wie schwarz, schmutzig und elend wir aussehen. Der Kontrast wird noch verschärft, wenn man den Aufzährenden der Frühschicht ins Gesicht sieht. Diese erscheinen uns in ihrer Reinlichkeit noch blässer, beinahe geisterhaft.

Mit jedem absahrenden Karre kommen wir näher an den Schacht heran. Der Mann vorn schiebt das Tuch in die Höhe, wir kriechen hin ein, dasselbe Spiel wie bei der Einfahrt. Ein junger Mensch lispelt leise mechanisch einen Gassenhauer zwischen den Zähnen, sonst kein Laut. Die Aufzährt kommt mir jetzt nicht so ewig lang vor wie am Abend die Einfahrt. Wir begrüßen merkwürdig rasch das Tageslicht. Ein Blick hinaus nach dem Himmel. Die Sonne ist aufgegangen. Sie scheint trüb und weiß durch den Dunst und Nebelschleier herab auf uns . . .

(Schluß folgt.)

Der Hauptkassierer.

Erzählung von Hans Hyam.

Jetzt half ihm der Lehrling, der in seinem Schalter arbeitete, in den feinen Estimo hinein und mit der Würde, die das Ansehen des Bankhauses Karl S. Eder sei. Erben so schön repräsentierte, lächelte Herr Simon Wengandt hinzu, auf die Strohe.

Sein rosiges Gesicht, dessen Frische an gewohnt kontrastierte mit dem schlachtwießen Haar, sah unterdrückend genug in die Welt, und mehr als ein Kronenlonge weilte wohl gefüllig auf dieser behäbigem, in Anbetraut-

ibrer Jahre so straffen Erscheinung. Dem Hauptkassierer entgingen diese Blicke nicht, sein Gang wurde noch flotter und, als könne er sein Ziel nicht schnell genug erreichen, piffte er eine vorüberfahrende Droschke an und sprang hinein, nachdem er dem Kutscher die Adresse eines Juwelergeschäfts gegeben hatte.

Vor dem Laden ließ er halten, sprang aus der Droschke und trat, ganz der reiche Mann, der bei solchen Gelegenheiten nicht knausert, in den Juvelierladen, wo man ihn, nach der

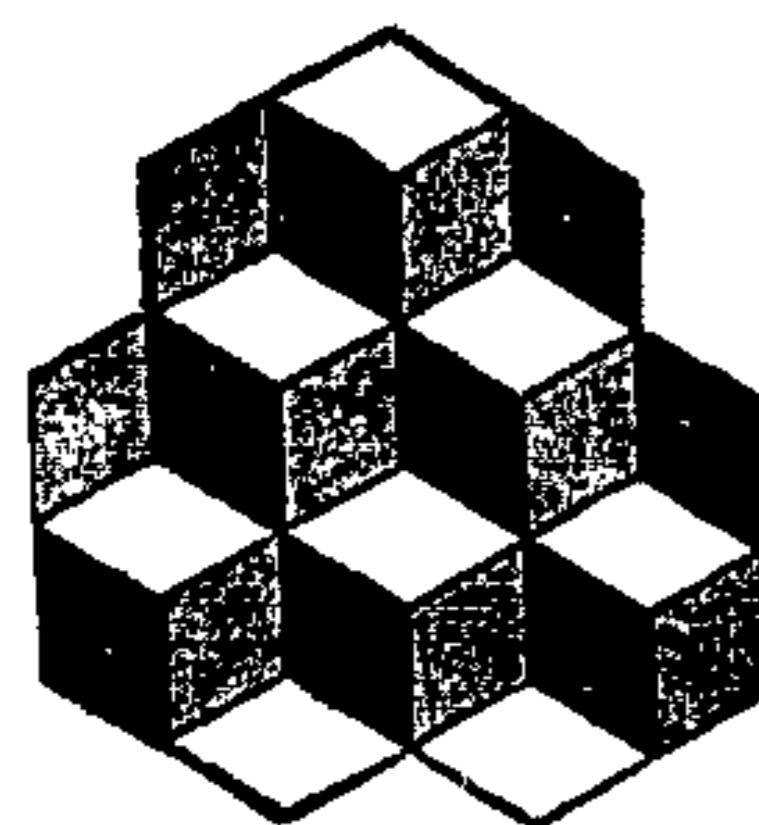
Als Herr Simon Wengandt sein Pult und den Tresor verschlossen hatte, ging er in den Waschraum, reinigte sich umständlich und kürzte vor dem Spiegel seinen häubnen, weißen Bart.

Viele Haare besaß der Zeitundfünfzigjährige nicht mehr und, wenn seine Geschäftskollegen oder die Stammtischfreunde von einer allzu rasch verlebten Jugend umwandelten, so sagte er sein, die endlosen Zahlenspalten seien im Kampf mit seinen beiden Ziegen geblieben.

RÄTSEL u. SPIELE



Eine merkwürdige Augentäuschung. Wenn man die hier abgebildete Figur ansieht, wird man sieben Würfel auf ihr zählen; wenn man sie dann umdreht, so daß der früher obere Rand jetzt den unteren bildet, und wieder die Würfel zählt, wird man ihrer nur sechs finden. Die Erklärung der Erscheinung, die eine sicher sehr amüsante Spielerei bildet, ist sehr einfach, und man darf sie um so eher dem Leser mitteilen, als sie die Möglichkeit keineswegs zerstört, die Figur auch später noch als Spielzeug zu verwenden — im Gegensatz zu manchen anderen optischen Täuschungen, die völlig verschwinden, wenn man sich der Erklärung einmal bewußt geworden ist. Am vorliegenden Falle handelt es sich um eine Art Gewöhnung des Auges, und das Merkwürdigste liegt eigentlich darin, daß der Vorgang zeigt, wie schnell sich das Auge unter Umständen an ein gewisses Bild gewöhnen kann. Wenn man die Figur nämlich in einer der beiden Stellungen ansieht, sind bei sämtlichen Würfeln die vom Zuschauer linken Seitenflächen weiß, die rechten gestrichelt, die unteren ganz schwarz. Stellt man nun das Bild auf den Kopf, so sucht das Auge wieder solche Würfel, wie es sie eben erblickt hat, und an die es sich in der doch nur kurzen Zeit des Anschauens schnell gewöhnt hat, das heißt solche, bei denen es links weiße Flächen sieht, rechts gestrichelte und unten schwarze. Die Zeichnung ist aber so angeordnet, daß solcher Würfel, die in der einen Richtung sieben betragen, in der anderen Richtung nur sechs vorhanden sind. Wenn man dann die Figur beiseite legt und nach längerer Zeit wieder betrachtet, so kann es vorkommen, daß die vorherige Gewöhnung des Auges verschwunden ist und dieses auf den ersten Blick die Paralleogramme der Figur so zusammenstellt, daß bei den jetzt von ihnen gebildeten Würfeln die oberen



Flächen schwarz sind, die linken gestrichelt, die rechten weiß; wenn man dann die Figur wieder auf den Kopf stellt, so sucht das Auge auch jetzt die gleichartigen Würfel auf, und wenn es deren eben sechs erblickt hat, sieht es ihrer nun sieben — waren es aber eben sieben, so sind es ihrer beim jetzigen, zweiten Anblick sechs. Das Auge hat also die Fähigkeit, eine schnell erworbene Gewöhnung auch schnell wieder zu verlieren. Das Erwerben der Gewöhnung wird wesentlich dadurch erleichtert, daß das Auge mit einem Male eine größere Zahl gleicher Objekte sieht, hier also sieben oder sechs; wo die Erscheinung nur einfach vorliegt, bildet sich auch die Gewohnheit, sie zu sehen und dann wiederzufinden, nicht so leicht. h. g.

Der sportlustige Amerikaner. Der Amerikaner besitzt eine starke Vorliebe für Spiel und Sport, die er vom Engländer geerbt und eifrig gepflegt hat. Er behandelt Spiel und Sport mit einem Ernst, für den einem nüchternen und gründlich urteilenden Deutschen jedes Verständnis mangelt. Der Deutsche liebt ein Spiel zur Unterhaltung, zur Belustigung; er würdigt einen Sport von gewissen praktischen Gesichtspunkten aus, oder er hat ein ruhiges Wohlgefallen daran, aber niemals oder nur in einzelnen Fällen werden ihm diese Dinge Selbstzweck. Anders beim Amerikaner. Dieser nimmt Spiel und Sport so ernst wie seinen Lebensberuf, geht unter Umständen völlig darin auf; er riskiert Leib und Leben, um es zur „Meisterschaft der Welt“ in seinem Lieblings-Sport zu bringen. Ein Sport, der viel Geld kostet, bleibt natürlich immer nur auf gewisse Kreise beschränkt. Sehr populär, weil jedermann leicht zugänglich, sind die Ballspiele im Volle. Da kennt man alle Arten und entdeckt immer neue Variationen. Jeder amerikanische Junge ist außerst geschickt in der Handhabung des Balles und als Erwachsener nimmt er denselben lebhaften Anteil am Ballspiel, wenn er nicht von einem anderen Sport in Anspruch genommen wird. Was ist eine Universität, eine Hochschule ohne ein Ballspielklub? Man geht nicht auf die Menzur, um sich „Schmisse“ beizubringen; man kann den Degen nicht führen, aber mit Ballkelle und Ball muß jeder Student un-

zugehen wissen, und hoch im Ansehen steht der geschickteste Spieler. Häufig werden große Wettspiele zwischen verschiedenen Hochschulen oder auch zwischen den Klubs von Nachbarsläden veranstaltet; im Vordergrunde steht bei derartigen Gelegenheiten der Fußbalispiel. Mit großer Wichtigkeit verbündet die Presse, daß ein Wettspiel vorsichtigen soll. Die Eisenbahnen veranstalten Extrafahrt nach dem sorgfältig ausgewählten Spielplatz, damit die Einwohnerchaft der ganzen umliegenden Gegend den Genuss haben kann, dem Spiele beizuwohnen. Tribünen werden errichtet, um den anstrengenden Massen eine gute Übersicht und bequemen Platz zu gewähren. Klein und Groß, Alt und Jung macht sich freudestrahlend auf die Reihe, denn kein schönes Vergnügen gibt es, als dem mit aller Wildheit geführten Kampfe zwischen erprobten Fußballspielern zu zuschauen. Man muß Amerikaner sein, um diesen „Genuss“ zu würdigen. Ein genüglicher Deutscher gewahrt mit Schrecken, daß blutiger Ernst sich in das Spiel mischt, was dennoch als Zeitvertreib gelten soll. Es ist kein harmloses Vergnügen mehr, sondern die Fußballspieler liefern sich eine regelrechte Schlacht, nach allen Sportsregeln, um jeden Vorteil auszunehmen und dem Gegner das Terrain streitig zu machen. Dabei gehen die Spieler nun mit unglaublicher Rücksichtslosigkeit, mit Brutalität vor. Massenhaft leichte und viele schwere Verletzungen, Knochen und Beinbrüche, auch Todesfälle hat jede größere Fußballschlacht im Gefolge. Für die Verpflegung von Verwundeten ist, wie im Kriege, schon Vorsorge getroffen, ehe noch der Kampf beginnt. So mancher Professor hat sich viele Mühe gegeben, den Fußballsport zu bekämpfen und die Studenten zu bewegen, sich harmlosere Spielen zuzuwenden, aber die Jugend lacht über die sorgenden Alten. Gerade in dem gegenseitigen Messen der rohen Kräfte liegt für den Amerikaner ein ganz besonderer Reiz.

Und wie jubelt die Menge der siegenden Partei zu!

Über den Verlauf des Kampfes werden Telegramme ausgesandt, um die Dahingebliebenen zu unterrichten, wie das so wichtige Ereignis mit seinem wechselnden Glückschicksal vollzieht. An den Zeitungsgebäuden werden die Depeschen öffentlich bekannt gemacht; auch werden Extrablätter herausgegeben.

Nur schwer und langsam hat sich das Turnen, wie es in Deutschland so beliebt ist, bei den Amerikanern Einerfahrung erworben. Es ist ihnen — man möchte fast sagen — zu harmlos. Bei den Amerikanern deutscher Abkunft und bei den anfänglichen Deutschen hat die Turnerei dagegen viele Freunde und wird sehr gepflegt.

Hoch im Ansehen steht der Faustkampf, das Preisboxen; er gilt als Krone allen Sports und aller Spiele. Handelt es sich nur um harmlosen Sport, dann wird ein dickgepolsterter Handschuh über die Faust gezogen, so daß man dem Gegner selbst bei den kräftigsten Stößen keinen ernsten Schaden zufügen kann. Das genügt aber dem echten „sportsman“ nicht und er zieht nur einen einfachen Lederschuh über und boxt auf den Gegner mit aller Kraft, aber streng nach den Sportheulen, los. Diese Regeln verbieten z. B. aufs strengste, daß ein Stoß nach den Körperseiten unterhalb des Gürtels geführt wird. Läßt sich der eine in der Hitze der Leidenschaft zu einem solchen Stoß verleiten, wird der Sieg sofort seinem Gegner zugesprochen.

Der stärkste Faustkämpfer — Preisboxer — genießt die uneingeschränkte Bewunderung aller Männer, Weiber und Kinder, die an Spiel und Sport nur irgendwie Gefallen finden. Sein Name ist berühmt in den ganzen Vereinigten Staaten. Er ist der Nationalheld und große Aufregung herrscht in allen Sportkreisen und weit darüber hinaus, wenn sein Anspruch auf die Meisterschaft herausforderd wird. Alle amerikanischen Zeitungen, vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean, von Kanada bis Mexiko berichten eingehend darüber. Am Tage des Entscheidungskampfes treten alle übrigen Weltmeister in den Schatten.

Das ist nicht übertrieben. Man muß die ungeheure Aufregung miterlebt haben, die die Bürgerschaft einer großen Stadt ergreift, wenn in ihrem Bereich die Entscheidung fallen soll! Vom Bürgermeister bis zum kleinsten Strazenjungen, der Zeitungen feil hält, blickt jeder dem großen Moment mit Spannung entgegen. Freilich handelt es sich dabei noch um etwas anderes, nämlich um Geldinteressen. Ein wildes Wettfeuer bricht los. Ungeheure Summen stehen auf dem Spiele. Jeder wettet auf den vermeintlichen Sieger. Darüber ließe sich auch viel sagen in Verbindung mit Sport und Spielen, doch das ist ein Kapitel für sich . . . a. b.

Das Kegelspiel gehört zu den Unterhaltungsspielen althergebrachter Herkunft. Das Wort Kegel wird aus dem althochdeutschen *kegel* abgeleitet. Ursprünglich war das Kegelspiel wohl nichts weiter als ein Steinschludern nach einem bestimmten Ziel. Aber auch den klassischen Völkern des Altertums war das Kegelspiel nichts Unbekanntes. So war das „Steinschießen“ der Freier der Penelope im Hause des Odysseus nicht anderes als eine Art Kegelspiel, wenn auch zahlreiche Philologen diese Deutung verworfen haben. Eine eingehendere Beschreibung des Kegelspiels gibt alterer Hugo v. Trimberg im „Steiner“. Diese aus dem 13. Jahrhundert stammende Schrift kennt mit drei Kegeln. Von derselben Zeit an verbreite sich auch erst allmählich das Kegelspiel, bis es im 16. Jahrhundert Allgemeingut geworden war. Das ersahen wir auch aus dem um diese Zeit entstandenen altpfälzischen Gedicht Murners „Kegelspiel“ gebräuchlich aus dem zeitigen Jahrhundert des glaubens 1522. Von Deutschland gelangte das Spiel hinüber nach Holland, England und Frankreich, wo es (1570) vor Karl V. untersagt wurde. Der Gebrauch der Kugeln kam in England erst verhältnismäßig spät auf; ein Kugelholz — clubkayles gehetzen — vertrat zuerst die Stelle der Kugeln.

Das Kegelspiel wird in der Gegenwart in mancherlei Art gespielt; man kennt Spiele mit 2 und 3 Kugeln, sowie solche mit 5, 7, 9, 15 und 17 Kugeln. Beim Spiel selbst unterscheidet man Hamburger, Partens, Lübeckern, Boule, Kurzschu und das Spiel mit der hängenden Kugel; einige dieser Spiele greifen bereits auf Gebiete des Billardspiels hinüber.

Id.

Königszug-Haufgabe.

		je	je					
	dem	dem	re		der			
hand	je-	preis	na-	eh-	doch			
voll	der	eh-	re	len	sen	ge	auch	
schwe-	je-	re	eh-	müh-	stern	hit-	pslu-	des-
ten	dem	trop-	und	sen	gef-	ver-	und	del
	eh-	je-	sen	fällt	nicht	mit	schä-	der
	re	ten	anweis-	hitzt	set	mit		
	der	hal-	pslu-	pslu-	hun-			
		in	geind					ch.

Auflösung der Schach-Haufgabe.

Fig. 1. Te2—a2. — S. 1. h2—h1 L. — Bei der Verwandlung 11 eine Dame oder einen Turm würde Schwarz sofort mattsehen.
Fig. 2. Le4—e2. — S. 2. Lh1×g2 matt.

S. 1. h2—h1 S. — S. 2. Sd1—b2. — S. 2. Sh1—f2 matt.

Auflösung des Logographs.

Gram — Grab.

Auflösung des Rösselsprungs.

Das Gestern ist wie eine weiße Blume —
Man legt sie wohl als Zeichen in ein Buch —
Begräb'l mit seines Schmack und seinen Nahme
Und weht nicht länger an dem Leichentuch.
Dem Leben gilt's ein Lebewohl zu singen
Und nicht ein Lied im Dienst der Schmeichelei;
Der Menschheit gilt's ein Opfer darzubringen,
Der Menschheit auf dem Altar der Partei

George Herriman.

(Die Auflösungen der Rätselaufgaben erfolgen in der nächsten Rätselnummer. — Die Namen der Rätsel löser werden nicht veröffentlicht.)

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!